

Tot, totgesagt oder quietschlebendig?

Gerald Kral

Themenschwerpunkt Social Media

Zunächst: Ich bin einer derjenigen Psychologinnen und Psychologen, die bereits sehr früh auf die Möglichkeiten, die Neue Medien und das Internet für die Psychologie bieten, bieten werden und geboten haben, aufmerksam geworden sind. Und zwar gleichermaßen, um Christiane Eichenbergs Kategorisierung zu folgen, als Informationsmedium (die Homepage meiner Praxis gibt es seit etwas mehr als 15 Jahren und war mit eine der ersten Homepages einer psychologischen Praxis), als auch als Interaktions- und Kommunikationsmedium; ja, auch als therapeutisches Medium. Mein diesbezügliches Interesse hat mich auch zu der einen oder anderen einschlägigen wissenschaftlichen Arbeit motiviert und dieses Interesse ist ungebrochen. Ich denke allerdings, dass es an der Zeit ist, etwas zu tun, was Psychologinnen und Psychologen gut gelernt haben: zu reflektieren.

Was in frühen Publikationen zu „Psychologie im/des Internet“ zu Recht immer gefordert wurde, auch von mir, war viel mehr weitere Forschung. Nun, daran mangelt es mittlerweile nicht mehr. Was mich aber in diesem Zusammenhang immer wieder erstaunt, ist, dass sehr viele Phänomene, denen wir aktuell auch in sozialen Netzwerken begegnen, schon sehr früh beschrieben wurden. Exemplarisch möchte ich hier das hochspannende Buch von Sherry Turkle, „Leben im Netz“, erwähnen (im Original als „Life on the Screen“ bereits 1995 erschienen) sowie John Sulers Online-Publikations-Projekt „Psychology of Cyberspace“, in den Grundzügen ebenfalls ab Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts konzipiert. In diesen beiden Publikationen können wir schon sehr viel über das lesen, was viele in der Gegenwart zu großem Erstaunen bringt. Suler fasste z.B. den sogenannten „Cyberspace“ in allen seinen Erscheinungsformen (von denen es 1995 natürlich bei weitem noch nicht alle gab) immer schon als „psychologischen Raum“ auf und beschrieb sehr anschaulich, was sich in „psychologischen Räumen“ so alles abspielt: z.B. Projektionen, Enthemmung („toxic disinhibition“) – viel davon erleben wir aktuell als „shitstorms“ in sozialen Netzwerken. Eine

der zentralen Aussagen Sulers ist: „Everywhere I go on the internet, I keep running into ... ME!“. Was bedeutet, dass wir im Cyberspace, im Internet, in sozialen Netzwerken viel über uns selber lernen können: über unsere Selbstdarstellung, Selbstkonstruktionen und Identitätsentwürfe. Vor allem mit den letzteren Punkten hat sich Sherry Turkle in oben erwähntem Buch sehr ausführlich beschäftigt.

Was folgte, waren Publikationen, die versuchten, das Phänomen „Internet“ hinsichtlich seiner psychologischen Bedeutung noch systematischer zu erfassen und zu beschreiben: Nicola Döring sei hier beispielhaft erwähnt, ihre „Sozialpsychologie des Internet“ erschien erstmals 1999 (ausführlicher siehe <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/647/1403>), ebenso Bernad Batinic mit der Herausgabe des Buches „Internet für Psychologen“, erstmals 1997.

In weiterer Folge kam das „Mitmachnet“: Web 2.0. Lebendiger, interaktiver, kommunikativer. Spätestens jetzt entwickelte sich ein Format, das „soziales Netzwerk“ hieß oder „Soziale Plattform“ oder „Social Media“. Das gab es früher auch schon, z.B. in Form von „Special Interest“-Seiten oder „Virtuellen Selbsthilfegruppen“ (zur Wirkungsweise siehe z.B. Kral, 2006), aber im Laufe der Zeit veränderte sich die Leistungsfähigkeit, die Mitgliederzahl dieser Netzwerke, auch deren Charakter. Den Aufstieg von Facebook kennen wir alle. Aspekte wie die Mitgliederzahl (im 2.Quartal 2014 etwa 1,3 Milliarden Menschen weltweit, <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/37545/umfrage/anzahl-der-aktiven-nutzer-von-facebook/>) sind eine neue Dimension. Ebenso der Umfang des Börsenganges von Facebook.

Parallel zu diesen Entwicklungen gibt es auch Murren, Alternativen, auch „Weg von Facebook“-Tendenzen, vor allem bei unter 18-Jährigen (<http://www.spiegel.de/netzwelt/web/nutzerzahlen-von-socialbakers-jugendwendet-sich-von-facebook-ab-a-892266.html>) – man möchte nicht immer so gerne die Eltern dort treffen.